

Antonio Zlatunic

Graz, September 2023

Ich bin auf dem Weg zur Arbeit und genieße die übliche Aussicht am Jakominiplatz. Menschen drängen sich an den Busstationen und stressen sich gegenseitig. Wie sagt man so schön: „Zeit ist Geld.“ Doch sollte das der einzige Parameter sein, der den Wert unserer Gesellschaft widerspiegelt? Während ich über die Hektik und den Wert der Zeit nachdenke, spricht mich ein Obdachloser an...

„Hast du etwas Geld?“ „Sicher, hier hast du 20 Cent.“ Für einen kurzen Augenblick fällt der Lärm des Platzes weg, als ob der Raum einen Atemzug lang innehält. Die Gespräche, das Hupen der Autos, das Dröhnen der Straßenbahnen, alles tritt in den Hintergrund. Sein Blick irritiert mich und es wirkt fast so, als wäre meine Geste falsch verstanden worden. Scham und Trotz breiten sich in mir aus. Ich wende mich ab, so wie er die Münze ablehnt, ohne ein weiteres Wort.

„Österreich ist ein kleines Land, aber mit großen Möglichkeiten.“ Doch zwischen dem Ruhm und Glanz gibt es Menschen, die durch das soziale Netz fallen. Sie sind wie Geister, die über den Jakominiplatz schleichen, und jetzt schleichen sie sich in meine Gedanken. Ich blicke auf die Cartier an meinem Handgelenk, das Funkeln so bunt wie die Wahlplakate der vielen Parteien. Ein Statussymbol für Reichtum und Wahlmöglichkeiten, aber auch für die politische Verantwortung, die ich nie ganz begreife. Ist die Partei, die ich wähle, überhaupt die richtige? Wie begründe ich meine Wahl vor mir selbst oder anderen? Welche Konsequenzen hat meine Wahl für kommende Generationen? Die Begegnung mit dem Obdachlosen verwurzelt sich schnell in meinen Gedanken, lautlos, aber mächtig.

In der Bim verdränge ich alles um mich herum. Mehr und mehr durchzieht mich ein Beben – leise, aber unaufhaltsam. In mir beginnt es zu bröckeln. Vielleicht bin nicht nur ich innerlich entgleist – vielleicht ist das ganze System politisch entgleist. Ich steige aus der Bim, doch der hilflose Blick des Obdachlosen verfolgt mich und leise Rufe holen mich immer wieder ein: „Hast du etwas Geld?“, „Hast du etwas Geld?“ Ich kann ihnen nicht entkommen.

Der Obdachlose lehnt meine 20 Cent ab, aber was, wenn er nicht meine 20 Cent ablehnt, sondern das gesamte System? Während Politiker von einer Gesellschaft sprechen, die niemanden zurücklässt, wird der, der am Rand steht, von diesem Versprechen ausgeschlossen – in der Kälte der Ignoranz. Diese Diskrepanz zwischen dem, was uns versprochen wird, und dem, was tatsächlich für die Menschen auf der Straße übrigbleibt, stellt die Glaubwürdigkeit unseres Systems infrage.

Politiker sprechen oft Sätze wie: „Wir wollen ein Österreich, in dem niemand hungert und friert – ein Österreich, in dem jeder einen Platz hat“, während es Menschen gibt, die das komplette Gegenteil erleben. Diese Diskrepanz wird nicht nur durch leere Versprechungen sichtbar, sondern auch durch das spürbare Leiden derer, die das System verlassen hat. Denn es ist nicht nur der Mangel an materiellen Ressourcen, der den Außenseiter schmerzt – es sind die unsichtbaren Wände der Gesamtheit, die ihn emotional isolieren und zermürben. Wie lange kann eine Gesellschaft, die ihre schwächsten Glieder ständig fallenlässt, glauben, dass sie gesund und stabil ist?

Vielleicht geht es nicht so sehr darum, dass der Obdachlose meine 20 Cent ablehnt. Die eigentliche Frage ist, warum wir glauben, dass wir mit ein paar Groschen ein

Problem lösen können, das tief in der Struktur unserer Gesellschaft verankert ist. Welche Auswirkungen hat es für eine Gemeinschaft, wenn sie den Schmerz derjenigen, die am Rand stehen, einfach ignoriert? Wir sind ein Land, das von Wohlstand und finanziellen Durchbrüchen spricht, doch viele im Schatten der scheinbaren Erfolge zurücklässt. „Eine Zukunft, die für alle offensteht“, liest man in den Medien und auf Wahlplakaten. Doch wer von uns findet tatsächlich den Weg in diese magische Zukunft? Wenn wir die Ungerechtigkeit weiterhin ignorieren, wie lange braucht es noch, bis wir selbst in der Kälte der Indifferenz erstarren?

Seit neuestem schaue ich mir die Leute bei den FPÖ-Buden ganz genau an. Ich versuche, sie zu *sehen*. In Cafés und Lokalen und auf der Straße im Vorbeigehen, suche ich jetzt nach 28,85% einer Bevölkerung. Es ist kein Wunsch nach Ab- und Ausgrenzung. Aber ein Wunsch *zu verstehen*. In meine Philosophie-Vorlesung spaziert jede Woche dieser Haufen junger Leute mit Tag.Werk-Taschen und Polit-Stickern am Laptop. Hier sind alle woke und liberal, queer oder offen genug, um es zumindest potenziell zu sein. Diese Extreme macht es einfach. Sie verkleinert einen Radius, in dem ich mit Gedankengut konfrontiert werde, das in mir ein riesenhaftes Gefühl von Unverständnis auslöst. Gleichzeitig wiegt sie mich sicher in einer linken, scheinbar glitzernden Mentalität, in der ich begonnen habe, mich müßig und träge auszuruhen.

Letztens im Bus hat mir eine Frau - einfach so - Gemüse aus ihrem Garten angeboten. Die unausgesprochene Regel, Fremde nicht ohne triftigen Grund einfach anzusprechen, ignoriert sie und hält mir ein blaues Stoffsackerl entgegen. Azurblau ist es, FPÖ-blau, erkenne ich, noch bevor ich den Aufdruck auf der Vorderseite lese. Dankend lehne ich ab, weil ich nicht weiß, wohin mit vier Köpfen Kohl, stattdessen habe ich jetzt das Bedürfnis, dieses Gespräch noch etwas weiterzuführen. Sie zu fragen, wie sie heißt, wer sie ist, woher sie kommt, wohin sie geht, warum sie wählt was sie wählt. Ich zögere etwas zu lange, sie muss aussteigen und verabschiedet sich mit einem lieben Lächeln, ehrlichen Augen. Ich bin mir sicher, der Kohl hätte hervorragend geschmeckt.

Dienstag in der Therapie erzähle ich nichts von der Begegnung, dafür von einem Gefühl der Ambivalenz, das an so vielen Tagen in mir tobt. Mein Therapeut ist ein mittelalter, weißer Mann im ledernen Lehnstuhl, der mir in Mentalität sowie politischer Gesinnung irgendwie ähnelt. Als ich letztens in einem Nebensatz meinte, dass ich auch auf Frauen stehe, hat er zumindest nicht gezuckt. Insgeheim habe ich außerdem die Hoffnung, dass er mit einem Mann verheiratet ist. Weil er aber unfairerweise viel mehr über mich weiß, als ich über ihn, kann ich den Rest nur vermuten. Rassistisch könnte er vielleicht noch sein. Chancen gibt es also noch. Nur nicht die Hoffnung aufgeben.

Ganz oft ähnelt unsere Verbindung der zweier Figuren in einem Theaterstück. Unsere Rollen sind in Beziehung und Dynamik zueinander unveränderbar fixiert, der gedimmte Praxisraum ist die Kulisse, die wir niemals verlassen. Wenn er dann ab und zu aufsteht, um Fenster oder Tür zu öffnen oder zu schließen, dann ist es, als würde er das Drehbuch missachten. Ganz ohne Vorwarnung plötzlich seiner Rolle entgleisen.

„Sowas braucht Toleranz. In sich und auch für andere“, sagt er. „Das ist ein bisschen wie in der Politik, wissen Sie. Man kann nicht einfach alles tolerieren. Dann läuft man irgendwann Gefahr, auch das Intolerante zu tolerieren. Und das geht nicht“, meint er, bevor er aufsteht, das Fenster zu öffnen. Blödmann. Wenn er genau das sagt, was ich eigentlich eh schon weiß.

Wo Konflikt ist, da ist Bewegung, hab ich letztens wo gelesen. Manchmal habe ich Angst, ich unterhalte mich dafür zu wenig mit Rechten. Ich meine es ernst. Die Bewegung, die ich suche, liegt in den Konflikt Diskussionen, die ich nicht führe. M.s Freund ist Berufsfußballer und letztens haben wir vier Stunden lang über alles, außer Fußball, gesprochen. Vor allem über Krieg. Und Politik, Innen und Außen. Dieser Mann ist in seinen Augen die „politische Mitte“, aber verwendet das Wort „schwul“ als Beleidigung. In solchen Gesprächen bin ich es, die *entgleist*. Ich werde ungeduldig und laut und wütend. Weil es meine Wertigkeit ist, die plötzlich angezweifelt wird, weil ich die Minderheit bin, deren Rechte zur Debatte stehen. Und dann bemerke ich auf einmal, wie das ist. Verstehe - *das Gefühl*. Einer Extremen zu begegnen, die der eigenen so sehr entgegensteht.

Und so fürchte ich um einen Bruch. So wie Glas bricht, in der Hektik, oder ein Knochen unter Gewalt. Oder eine Gesellschaft im Widerspruch. Wenn der Hass gegen das *andere* irgendwann zur Extremen wird. Sich in alle Richtungen windend, dringt er vor, bis in Häuser und Familien. Und dann in die Kinder und auch in deren Köpfe. Toleranz *hat* Grenzen, ja.

Aber es braucht sie, so unbedingt, glaube ich, wenn ich die Welt um mich herum immer und immer weiter zerbrechen sehe.

Nele Kunnert

05.11.2024

Heute habe ich einem Klassenkameraden eine Birnenspalte abgegeben. Dabei war das die beste Birne, die ich seit langem gegessen habe. Trotzdem habe ich mit ihm geteilt. Macht mich das zu einem guten Menschen? Oder bin ich dadurch charakterschwach? Zugegebenermaßen habe ich unter anderem deswegen mit ihm geteilt, weil ich einfach überrumpelt war und nicht daran gedacht habe, nein zu sagen. Aber das stimmt nur teilweise. Ich bin gerne großzügig. Es fühlt sich gut an, und in dieser Situation tut es mir nicht wirklich weh. Aber was wäre, wenn viel mehr Leute gekommen wären und mich um ein Birnenstück gefragt hätten? Hätte ich mit ihnen allen geteilt, auch wenn dann nichts mehr für mich übriggeblieben wäre?

19.11.2024

Heute machen wir zusammen mit der 7. eine Führung im Landhaus. Es stellt sich heraus, dass diese Führung nur zwei Räume und den Innenhof umfasst. Aber wenigstens dürfen wir die meiste Zeit sitzen. So wie der Typ, der die Führung macht, es beschreibt, klingt es, als würden sich alle Politiker*innen im Landtag zumindest oberflächlich gut verstehen. Wir sind eben alle nur Menschen. Ich merke, wie meine Energie schneller sinkt, weil ich mich nur langsam vom Kranksein erhole. Meine Meinung steht fest: Pfefferminzdrops bleiben scharf, selbst wenn sie süß sind, egal, was andere behaupten. Am Rückweg in die Schule schreit eine Frau am Hauptplatz, Österreich sei voller Dämonen, weil es Abtreibung gibt.

Meine Mutter sagt, sie habe eine Sternschnuppe gesehen. Ich kann durch die Wolken nicht einmal normale Sterne erkennen. Es regnet. Leider ist es noch zu warm für Schnee.

21.11.2024

Es hat minus 4 Grad draußen und wir müssen über 10 Minuten auf den Zug warten, weil er wieder Verspätung hat, wie am Dienstag. Es gibt mal wieder eine Demonstration in Graz. Irgendwie ist mir vorher nie aufgefallen, wie viele Demonstrationen in so kurzer Zeit stattfinden. Auf einer Werbetafel steht: „Teilen macht Sinn“.

Ich und Mama haben uns Pauls Theaterprojekt angesehen. „Ronja und die räudigen Räuber“. Ich frage mich, wie es sich auf einen Menschen auswirken würde, würde er vollkommen abseits der Gesellschaft aufwachsen. Die Regeln wären andere. Und das Bewusstsein für die eigenen Bedürfnisse wäre wahrscheinlich ausgeprägter, weil man sich

nicht an die Normen der Gesellschaft anpassen muss. Heißt das, man wäre egoistischer? Würde man die Birne selbst essen?

22.11.2024

Es hat geschneit!!!

Manchmal stelle ich mir vor, Österreich hinter mir zu lassen und irgendwo nach Skandinavien zu ziehen. Die Menschen sollen dort glücklicher und generell soll alles viel schöner und entspannter sein. Ich bin den Stress so leid. Die Gesellschaft an sich könnte ich allerdings nicht verlassen. Ich hänge zu sehr an ihr. Und ich brauche sie. Ich wünschte, sie bräuchte mich. Aber ich bin nur eine unter vielen und letztendlich wird es für das Gesamtbild egal sein, was ich mit meinem Leben mache. Selbst das, was ich hier schreibe, erreicht am Ende ja doch nur eine kleine Gruppe von Menschen.

In Kopenhagen gibt es einen Stadtteil, der anarchisch geregelt ist, aber ich wette, selbst dort gibt es zumindest ungeschriebene Gesetze. Der Mensch braucht Regeln. Wenn er sie nicht hat, gibt es keine Ordnung. Und früher oder später legt er immer welche fest. Aber nicht jeder kann sich auf Regeln einigen und manche suchen absichtlich nach Schlupflöchern. Manche brechen sie auch. Manche fühlen sich beengt, aber auch sie brauchen Regeln. Was ist nötig, um diese Regeln zu ändern? Sie auszulöschen und neu zu erfinden? Die Ordnung ins Wanken zu bringen? Risse zu erzeugen?

26.11.2024

Heute haben wir uns beim Abendessen darüber unterhalten, wann wer Geburtstag hat. In weniger als vier Monaten werde ich 16. Dann darf ich wählen und den Führerschein machen und Alkohol trinken. Ich habe also ein Recht darauf, meine Gehirnzellen nach und nach abzutöten und außerdem meine und die Sicherheit anderer zu riskieren.

27.11.2024

Es regnet wieder. Die Birnen sind inzwischen alle verfault, weil sie niemand mehr essen wollte, nachdem sie zu matschig geworden waren. Vielleicht wäre es besser gewesen, ich hätte sie alle verschenkt.

Yannis Pagger

Am Anfang waren alle Länder rund, bis durch Kriege, Eroberungen und Verträge Stücke weg- oder dazugekommen sind. Österreich, das nach links so ausdünn, wäre mit Südtirol da schon dicker. Und Bayern reden irgendwie ähnlich wie Österreicher, die müssen auch einmal dabeigewesen sein. Oder es war immer so wie heute, und Tirol war einfach nicht dabei. In beiden Fällen wäre Österreich schon ein fast perfektes Oval. Und wenn das Burgenland zu Ungarn gehören würde, wäre Ungarn auch rund. Rumänien ist ein Kreis, da muss alles gleichgeblieben sein, von Anfang an.

Letztens bin ich im Zug auf einem der roten Sitze gesessen, und habe in der Fensterscheibe das Spiegelbild eines Gesichts gesehen. Direkt von vorne. An einem anderen Tag habe ich mich woanders hingesezt. Dort habe ich in der gläsernen Gepäckstallage über mir wieder ein Gesicht gesehen, wie den Mond, von vorn. Da habe ich in mein kleines Notizbuch einen Plan des Waggons gezeichnet, Zugnummer und Modell dazugeschrieben, und alle Sitze nummeriert. Die links vom Durchgang von A bis L und die auf der anderen Seite von eins bis zwölf. Und dann habe ich mich jeden Tag auf einen anderen Sitz gesetzt und genau aufgeschrieben, von welcher Position aus ich uneingeschränkte Sicht auf das Gesicht des dort Sitzenden habe. In manchen Fällen muss ich dafür in das Fenster neben mir schauen, in anderen in das gegenüberliegende. Viele Gesichter sind am besten durch die gläserne Gepäckstallage sichtbar, einige auch nur über den Anzeigebildschirm, an dem die nächste Station angezeigt wird. Noch bin ich mit meiner Untersuchung nicht fertig, eines ist aber ganz sicher: Ich sehe von Sitz neun zu elf, von zehn zu zwölf, von i zu k, und von j zu l. Diese Sitze befinden sich nämlich einander direkt gegenüber. Ich bin dort nicht einmal auf eine Fensterscheibe oder ein anderes spiegelndes Medium angewiesen, um meinen Mitmenschen in die Augen schauen zu können.

Es gibt so viele Arten mit den Fingern mit der Fensterscheibe im Zug zu interagieren, während du durch die hügelige Landschaft mit den Bergen im Hintergrund ziehst. Du kannst die Scheibe streicheln. Du kannst sie kratzen, wie der eiserne Zug in den Kurven die Schienen kratzt. Du kannst mit den Fingern über die Scheibe fliegen. Du kannst fest dagegendrücken und so ziehen, dass dein Finger alle paar Zentimeter hängenbleibt und sprunghaft weiterzieht, wie der Spielzeugspecht an seiner Stange. Du kannst gegen die Scheibe klopfen, du könntest ganz fest dagegehauen. Du kannst mit deinen Fingern einen Moonwalk darauf aufführen, bis die Kälte von außen sie dir einfrieren lässt.

Im Bett, ich, liegend, atemschwingend,
hör sanft und wiegend, ein Moped klingend,
wie's durch die Winterlandschaft reist,
weit weg vom Fenster und ganz vereist.
Wie des Mopedfahrers Hände kalt sind
und Pfeifgeräusche entstehen im Wind.
So hört sich im Halbschlaf das Moped dann
wie eine Gelse, die nah beim Ohr ist, an.

„Wenn ich noch eine zweite Person anfind jetzt einmal, und noch eine dritte, dann sind wir schon stark unterwegs.“ Sie schaute aus dem Zugfenster auf den Acker und die blechernen Lagerhäuser im Hintergrund. „Den Werner hätten wir müssen fragen, der hat einen Laster“, meinte sie, das Kinn in ihren gespreizten Fingern. „Einen Laster, so rot wie Siegelwachs.“ Als ich verstand, was sie gesagt hatte, rieb ich mit meinen Fingern verträumt über das Glas, dahinter mein blasses Spiegelbild in der Landschaft. Ich sagte: „Wie ich klein war, habe ich Landkarten von erfundenen Ländern gezeichnet. Und weil ich eine kurze Phase gehabt hab, wo mir Siegel gefallen haben, hab ich eines von den Ländern Siegellack genannt.“ „War's denn so rot?“, fragte sie mich. „Nein, nicht in echt“, antwortete ich. „Aber ich hab's immer rot angemalt. Jedes Land hat irgendwie seine Farbe gehabt. Wie ich größer worden bin, sind mir die Namen dann irgendwie lächerlich vorkommen. Und dann hab ich es umbenannt, in Sigellick. Und andere Länder, die hauptsächlich Tiernamen gehabt haben wie „Vogelhausen“, hab ich dann in irgendwas Realistischeres wie „Volgarien“ umbenannt. Aus „Vogelhausen“ ist „Volgarien“ geworden.“ „Des klingt wie Bulgarien“, meinte sie lachend. „Stimmt“, sagte ich.